

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“ – Mein Besuch im Frankfurter Goethe-Haus

Ich war ein Poet. Schrieb meine Gedichte auf den Dächern der Stadt. Ich war Schauspieler. Spielte meine Rollen auf der großen Bühne des Lebens. Ich war viel und eigentlich doch wenig. Damals an der Kunsthochschule hatten sie gesagt, ich sei talentiert, doch dieses Kompliment belächelte ich nur finster, brach ab, wollte meinen eigenen Kosmos kreieren. Freunde hatte ich keine. Familie lange nicht mehr. Niemand kannte mich und doch war ich in jedermanns Munde. An manchen Tagen lag mir die Menschheit wie ein Chor im Nacken, machte mir mit ihrem harten Urteil das Herz zu Blei. „Seht ihn euch an, den Fritz“, fauchten sie, „wie einsam und hoffnungslos er durchs Leben irrt.“ An solchen Tagen irrte ich tatsächlich. Durch das Labyrinth der Stadt. Betrachtete mein kaltes Gesicht in der grauen Flut des Main, ließ mein monotones Gitarrenspiel erklingen, versuchte zwischen den eisigen Nebelbändern des Himmels ein Stückchen Hoffnung zu erhaschen. Vergeblich. Meine zertrümmerte Welt blieb eine Ruine.

An einem solchen Tag führte mich mein Weg ins Goethehaus. Ich hatte irgendwo im Kreis armer, erwerbsloser Künstler aufgeschnappt, man könnte hier das großartige Gemäldekabinett Johann Caspar Goethes bestaunen, oder durch die Gemäldesammlung des Goethe-Museums schlendern und so kratzte ich meine letzten Münzen zusammen und schritt hinein. Vielleicht konnte mir, der in der Campagna di Roma lässig sitzende, Goethe ja zuflüstern, wie ich meinen Pinsel halten, wie meine Farben wählen, wie meine Linien platziert werden sollte, um auch endlich ein Stück der glasigen Sonne in mein Leben zu lassen. Doch, doch. In diesem Haus lauerte eine Inspirationsquelle, da war ich mir sicher.

Tatsächlich fand ich hier ein Stückchen Heimat – wenn auch nur vorübergehend: Ich war gerade dabei das Gemäldekabinett zu erkunden, da drang eine Stimme in den Vorsaal. Nein, es war keine Stimme, es war der lieblichste Klang des Universums, ein süßer Zauber. Wie Balsam legte er sich auf mein Herz, füllte meine leere Seele mit Licht, zog mich magisch an.

Die Stimme kam aus dem Dichterzimmer. Und ich, ich folgte ihr blind. Im Dichterzimmer angekommen, stockte mir der Atem, das Herz verlor seinen Rhythmus, der Blick blieb haften. An ihr. Sie. Eine wunderschöne junge Frau stand feenhaft vor dem Stehpult und rezitierte Goethes „Prometheus“. Ihre langen schwarzen Haare funkelten im Morgenlicht, wie Diamanten. Das Gesicht, so weiß, wie der Schnee vor dem Frühling. Ihr Mund blutrot, wie die Abenddämmerung, wie Fieber, wie Liebe. Und die Augen – als ich in ihre Augen sah, es war, als spiegelten sich darin des Himmels kostbarste Gestirne...

Es dauerte nicht lang, bis sie mich bemerkte, wie ich da stand und auf dieses lebendige Gemälde starrte. Sie lachte. Ein schönes Lachen, so kindlich, so verführerisch. „Einen so formidablen Gipsabguss möchte ich auch einmal besitzen“, sprach sie vergnügt und deutete auf den majestätisch weilenden Laokoon, der unser Zusammentreffen wohl gerade verfolgte. Dann drückte sie mir ihren Goethe-Gedichtband in die Hand und ging.

In den nächsten Tagen und Monaten zog es mich fast täglich ins Goethehaus. Die Mitarbeiter kannten mich schon mit Namen. Und sie. Sie war immer da. Wartete auf mich. So, als hätten wir uns heimlich im Stillen verabredet. Ich wusste nichts über sie; außer ihren Namen. Phädra. Und doch war da eine nicht zu leugnende Nähe zwischen uns. Manchmal saßen wir stundenlang Hand in Hand im Dichterzimmer und sie las mir Werthers Leiden vor – stets mit einer silbernen Träne im Auge. Manchmal spielten wir im Puppentheater-Zimmer das böse Spiel des Mephistopheles nach, oder hinterfragten in der Bibliothek den Sinn unserer vorläufigen Existenz. Am schönsten war es jedoch, mit ihr im Gartensaal zu weilen, die Hand behutsam durch ihr schimmerndes Haar reisen zu lassen und schweigend den Frühling zu riechen. Es fühlte sich so innig an. So vertraut. Als würden wir uns seit Ewigkeiten kennen. Wir waren ein Herz. Wir waren eine Seele.

Geblendet vom Charme dieses Hauses, betrunken vom Duft dieses lieblichen Geschöpfs, begann ich wieder zu malen – meistens Momentaufnahmen unserer Zweisamkeit – und fand auch wieder Beschäftigung am Theater.

Und einmal, es war ein frischer Sommerabend, zog es uns in den Salon Peking. Ich wählte die kostbarste Rose aus der Vase am Tisch und krönte damit ihr Seidenhaar. Sie lachte wieder ihr

Lachen, dann nahm sie meine Hand und wir begannen zu tanzen. Einen langsamen Walzer. Plötzlich drückte sie ihre Lippen auf meine. Sie waren roter als der karmesinrote Gardinenstoff. Ein stürmischer Kuss war es. Gefolgt von einer schnellen Flucht.

Ich konnte es kaum erwarten, sie wieder zu sehen. Sie, die in meinem kalten Himmelsgewölbe der kostbar funkelnde Stern war. Doch am nächsten Tag war irgendwie alles anders. Ungemütlich war es in Goethes guter Stube. Als ich die Treppen hochging, da schien es, als wollten sich die großen Schränke auf mich stürzen, mich erschlagen, am Weitergehen hindern. Im Salon Peking waren die Fenster weit aufgerissen, kalte Luft drang ins Haus, die Vase umgefallen, die Stühle unordentlich verrückt, der große Spiegel blass.

Phädra saß im Vorsaal. Sie lachte nicht ihr sanftes Lachen. Die Augen verrostet. Die Haare frei von süßem Schimmer. Versunken in bitterem Kummer. Erschrocken fuhr sie auf, als ich vor ihr stand. So, als wäre ich ein böser Geist. So, als hätte sie nicht mit mir gerechnet. So, als wäre ich ihr gänzlich fremd. Dann bemerkte ich, dass neben ihr jemand saß. Ein Mann. Lässig legte er den Arm auf ihre Schulter, lächelte selbstgefällig und besitzergreifend. Er passte so gar nicht in diesen galanten Kosmos, in dem es nur Platz für Phädra und mich und Goethe gab. Er störte die idyllische Atmosphäre dieses Hauses und füllte es stattdessen mit einem alten, maroden und hässlichen Duft. Goethe hätte ihn bestimmt nie freiwillig zu sich eingeladen.

Beschämt schaute Phädra den Holzboden an. Dann erhob sie sich und flüsterte mit gebrochener Stimme: „Du, Fritz. Das ist übrigens Etienne. Mein Freund.“ Die letzten beiden Wörter waren wie Steine. Sie zerbrachen meinen Sternenhimmel in Millionen von Splittern, zerstörten all die Symmetrien und Parallelen zwischen uns, zertrümmerten unsere in Gold gekleidete Welt, zerfleischten mich innerlich. In meinem Kopf regnete es Feuer. Ich wollte schreien, weinen, wüten. Sie war alles für mich. Und was war ich denn eigentlich für sie? Eine Ablenkung? Eine Illusion? Trotzdem lächelte ich. Kalt. „Das freut mich für Dich“, erwiderte ich teilnahmslos. In ihren Augen las ich, dass es ihr Leid tat, dass – ach, was tat es schon zur Sache, was ich in ihren Augen las.... Entrüstet zog ich mich in die Bibliothek zurück, während sie ging. Mit ihm.

Da erklang plötzlich der schwere Schlag der Hüsigen-Uhr; es klang wie ein Schluchzen, ein Klagen; es klang aber auch wie ein Ratschlag, ein Befehl. Goethe wollte wohl nicht, dass ich aufgebe. Ich sollte kämpfen bis zum Ende meiner Kräfte. Und so nahm ich ein Blatt zur Hand und schrieb:

„Gestern habe ich den Himmel gemalt. Ganz sorgfältig. Mit Kohlestift und Kreide. Den Mond mit seiner glasigen Silberschicht. Ein Nebelband, das gar metallisch glänzte. Den kalten Seidenschleier der sommerlichen Luft. Am Ende fehlte ein Sternbild. Das Wichtigste sogar. Du. Oh Phädra, als ich einmal in deine Augen sah, es war, als spiegelten sich darin des Himmels kostbarste Gestirne. Als mir einmal zu Ohren kam der schöne Klang der Stimme, es war, als hört ich Meeresrauschen, der Erde lieblichsten Gesang. Doch sieh, wie leblos nun die Sterne am dunklen Himmel hängen, welch fürchterliches Klagelied die Winde singen, welch schwarzen Schleier das marmorfarbene Gesicht der Welt jetzt trägt. Überall warst du. Nun nirgendwo. Wer weiß? Vielleicht ist es auch besser so.“

Den Zettel mit diesen letzten Worten legte ich behutsam neben Laokoon ins Dichterzimmer, verabschiedete mich von meiner neuen – jetzt alten – Heimat und ging. Für immer? Ich konnte es nicht sagen.

Ein knappes Jahr später führte mich mein Lebenspfad wieder ins Geburtshaus Goethes. Diesmal geschäftlich. Und obwohl ich mir sicher war, das – mit Goethe und Phädra – Erlebte erfolgreich verarbeitet zu haben, überkam mich die Gänsehaut, als ich sie nach so langer Zeit wiedersah. Was tat sie hier? Wo war denn ihr Freund? Sie hatte sich gar nicht verändert. Eine Frau; gekleidet in göttlicher Schönheit. Meine Inspiration. Meine Muse.

Wir rannten aufeinander zu. Vergessen war der Schmerz; auferstanden das Verlangen. „Es tut mir Leid, Fritz“, sprach sie schüchtern, „weißt du, ich würde mir wünschen, dass unsere Geschichte nicht so endet, wie bei Gretchen und Faust. Wir müssen einfach mehr riskieren. Die Fenster unserer Welt weit aufreißen. Den süßen Schimmer des Lebens hereinlassen.“ Was folgte?

Wir küssten uns innig und leidenschaftlich. Im Dichterzimmer. Dort, wo alles begonnen hatte. Mit Goethe und Laokoon. Als Zeugen unseres Glücks...